**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

# Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

## Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 302. **Mittwoch** den 16. Juni 1897. **91. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. Juni.

Der „Reichsanzeiger", der sonst Abreise und Ankunft eines jeden Ministers und selbst niederer Götter von und in Berlin getreulich berichtet und auch in seiner gestrigen Abendnummer den auf einen Tag verreist gewesenen Herrn Dr. Bosse als angekommen meldet, weiß von der Rückkehr des Herrn Dr. v. Miquel aus Wiesbaden garnichts. Leute, die der Ansicht sind, auch hinter dem Nichtwissen oder Nichtwissenwollen des „Reichsanzeigers" stecke eine politische Absicht, werden aus dem jetzigen Schweigen des amtlichen Blattes den Schluß ziehen, man sei an maßgebender Stelle im Zweifel über den Erfolg der Unterredungen, zu denen Herr Dr. v. Miquel nach Berlin gekommen ist, und wolle im Falle des Nichterfolges die ganze Reise ignoriren. Jedenfalls ist der preußische Finanzminister sehr „erheblich" in Berlin. Er ist gestern mit dem Reichskanzler vom Kaiser empfangen worden, nachdem er Tags vorher mit dem Ersteren und dem Contreadmiral Tirpitz conferirt hatte, der seinerseits gleichfalls sammt dem Admiral Knorr zum Kaiser befohlen war. Diese Empfänge und die Verhandlungen des preußischen Finanzministers mit Herrn Tirpitz geben den üppig wuchernden Combinationen die einzige einigermaßen solide Grundlage. Die „Post" glaubt denn auch, daß die definitive Entscheidung über die Neubesetzung der Stelle des Staatssecretairs des Reichsmarineamts demnächst werde getroffen werden. Da aber, wie wir schon gestern hervorhoben, der künftige Chef des Reichsmarineamtes auf ein erfolgreiches Wirken nur dann hoffen darf, wenn eine günstigere Zusammensetzung des neuen Reichstags erzielt wird, und da ein günstiges Wahlresultat nur herbeigeführt werden kann, wenn der weitverbreiteten, die Wahlaussichten der Opposition verbessernden Mißstimmung im Reiche ein Ende bereitet wird, so ist es nur zu begreiflich, wenn die Vermuthung geäußert wird, Herr Dr. v. Miquel, der das besondere Vertrauen des Kaisers genießt und schon wiederholt vor wichtigen Entscheidungen um seinen Rath befragt worden ist, sei nicht nur zur Lösung der Frage der Nachfolgerschaft des Staatssecretairs Hollmann, sondern auch zur Lösung von Fragen von noch größerer Tragweite nach Berlin berufen worden, — und wenn jene bekannten „bestinformirten Gewährsmänner", die das Gras selbst auf Berghöhen wachsen hören, zu denen ihr Fuß nie dringt, versichern, Herr v. Miquel solle das preußische Finanzministerium abgeben, die Vicepräsidentschaft im preußischen Staatsministerium und zugleich als Staatssecretair des Reichsamts des Innern die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers übernehmen, die Nachfolgerschaft des Staatssecretairs v. Stephan entscheiden, den Streit wegen der Börse und des Vereinsgesetzes schlichten und wer weiß was noch alles ins rechte Gleis bringen helfen. Das wäre jedenfalls reichlich viel für einen der Erholung bedürftigen Mann und für die kurze Zeit, die bis zur Abreise des Kaisers noch übrig bleibt. Wir enthalten uns daher der Betheiligung an den Vermuthungen und harren der Verkündigung aus dem ehernen Munde des „Reichsanzeigers" auf die Gefahr hin, daß dieser Mund auch nach der Rückkehr des Herrn Dr. von Miquel nach Wiesbaden schweigt und damit seine Anwesenheit in Berlin in die Reihe der belanglosen Episoden verweist.

---

Die **Landtagswahl in Pr.-Stargard**, aus der trotz der Ueberzahl der deutschen Wahlmänner ein Pole, ein Todfeind des Deutschthums, als Abgeordneter hervorgegangen ist, konnte mit Aussicht auf Erfolg angefochten werden, und aus diesem Grunde hätten wir gewünscht, daß die Auseinandersetzungen über die schweren Sünden, die bei dieser Gelegenheit auf deutscher Seite begangen wurden, verstummt wären. Statt dessen werden die gegenseitigen Beschuldigungen immer heftiger und spitzen sich principiell zu. Die Freiconservativen entschuldigen ihren Parteigenossen Arndt zwar nicht ausdrücklich, aber sie suchen alle Schuld bei den der Wahl fern gebliebenen fünf freisinnigen Wahlmännern. Damit verleugnet diese Partei ihren nationalen Standpunct. Wenn ihr die deutsche Sache nicht eine — noch dazu nicht entscheidende — Stimme für ihr Ausnahme-Vereinsgesetz werth ist, so kann die „Post" nicht beanspruchen, daß man den von ihr geführten Kampf gegen polnische Uebergriffe fernerhin ernst nimmt. Das Blatt thäte besser, einzuräumen, daß Herr Arndt nicht auf der Höhe der Situation gestanden hat. Er war, wie man jetzt erfährt, auf der am Vorabende der Wahl abgehaltenen deutschen Wahlmännerversammlung in Dirschau gar nicht erschienen, hatte aber dort auf eine freisinnige Interpellation erklären lassen, daß er „natürlich" mit seiner Fraction für die Vereinsgesetznovelle stimmen würde. Herr Arndt hat sich demnach den Luxus des Abwägens zwischen der Verstärkung einer Parlamentsminderheit um eine Stimme und den Lebensinteressen seines bedrängten Volksthums nicht verstattet. Aber er ist nicht der einzige Schuldige in den Kreisen seiner Parteigenossen im Wahlkreise. Von diesen hat sich offenbar Niemand um die Angelegenheit gekümmert, sonst wäre eine Anfrage bei der Berliner Parteileitung bezw. Fraction oder bei dem Vorstande des Vereins zur Förderung des Deutschthums, dessen Spitzen eben dieser freiconservativen Partei angehören, erfolgt. Herr Arndt wäre ohne Zweifel ersucht worden, Stimmenthaltung bei der Abstimmung über das Vereinsgesetz zuzusichern, und hätte wohl danach gehandelt. Daß das Wahlergebniß dadurch ein anderes geworden wäre, kann man angesichts einer Erklärung der fünf freisinnigen Wahlmänner, die die Wahl des Polen herbeigeführt haben, allerdings nicht behaupten. Die Erklärung lautet:

„Gegenüber verschiedenen Angriffen erklären die unterzeichneten Wahlmänner, welche sich am 10. Juni der Stimmabgabe enthielten, Folgendes zu ihrer Rechtfertigung:

Wir haben uns Niemanden gegenüber hinsichtlich der Ausübung unseres Wahlrechts als Wahlmänner verpflichtet. Bis zum letzten Augenblicke waren wir bereit, einem deutschen Compromißcandidaten unsere Stimme zu geben, jedoch nur dann, wenn derselbe über seine Stellung zum Vereinsgesetz eine befriedigende Erklärung abgeben wollte. Eine solche war nicht zu erlangen.

Keiner von uns wollte die Verantwortung übernehmen, daß durch seine Stimme ein Abgeordneter gewählt würde, der nach Lage der Dinge möglicherweise für die Annahme der Vereinsgesetzvorlage oder für einen Beschluß von ähnlicher Wirkung den Ausschlag geben könnte.

Nach gewissenhafter Ueberzeugung, erfüllt von Liebe zum Vaterlande, konnten wir einer Beeinträchtigung der durch die Verfassung gewährleisteten staatsbürgerlichen Rechte nicht durch unsere Stimmen Vorschub leisten, fühlten uns deshalb — und zwar nur aus diesem Grunde — mit Bedauern zu unserem Verhalten gezwungen.

Dirschau, 12. Juni 1897.

Fricke, May, Raabe, Alb. Schulz aus Dirschau, Maczewski-Hohenstein."

Diese Erklärung ist armselig. Ist Blut dicker als Wasser, so ist es gewiß noch dicker als das Papier, auf dem die Parteiprogramme stehen, aus deren Verschiedenheit sich die verschiedene Stellung der deutschen Landtagsparteien zum Vereinsgesetz ergiebt. Ein conservativer Professor in Dirschau, Namens Holtz, billigt es zwar, daß „überzeugte freisinnige Wahlmänner ihr Volksgefühl unterdrücken, um nicht Veranlassung zu sein, daß noch ein Abgeordneter mehr in die Lage komme, für dies Gesetz zu stimmen." Der Herr mag conservativ sein, hinsichtlich der Intensität seines „Volksgefühls" gehört er jedoch zu den Radicalen. Der die Dinge und Personen aus der Nähe betrachtende „Graudenzer Gesellige" — ein sehr entschiedener Gegner des Vereinsgesetzes — scheint denn auch in der Erklärung der fünf freisinnigen Herren nichts als einen Vorwand zu finden. Und er hat sicher Recht in Bezug auf den Gymnasial-Oberlehrer Dr. Fricke, wenn es wahr ist, was die „Post" berichtet, daß nämlich dieser Herr schon vor Jahresfrist, als ebenfalls eine Ersatzwahl in Pr.-Stargard nöthig geworden war, erklärt hat, er würde „einem ihm sonst politisch näher stehenden Polen einem agrarisch angehauchten Conservativen gegenüber bei der Wahl immer den Vorzug geben". Natürlich auch „erfüllt von Liebe zum Vaterlande". Wie es scheint, hat Herr Eugen Richter der westpreußischen Wahl mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als die freiconservative Parteileitung, und steht dem Entschluß der Fünf nicht fern. In seiner Zeitung wenigstens rechtfertigt er nicht nur die Herbeiführung des polnischen Sieges, sondern schreibt noch dazu, die „freisinnigen Wahlmänner würden sich hoffentlich ihrer ausschlaggebenden Stellung im ganzen Wahlkreise bewußt werden und bei der nächsten Landtagswahl die Aufstellung eines freisinnigen Candidaten zur ersten Bedingung (des Zusammenstehens der Deutschen gegen die Polen) machen". Wenn man weiß, daß unter den 240 deutschen Wahlmännern die Freisinnigen noch nicht 40, also keineswegs eine Anfrage auf Berücksichtigung an erster Stelle gebende Zahl ausmachen, daß aber allerdings schon 5 von ihnen den Sieg des Polen bewirken können, so wird man nicht anstehen, die Bedingung des Herrn Richter als eine von schmutzigem Charakter zeugende Ausbeutung der nationalen Nothlage aufzufassen. Den Deutschgesinnten in Wiesbaden wird es angenehm sein, kurz vor der Stichwahl so drastisch darauf aufmerksam gemacht zu werden, was es heißt, einem Mitgliede der von Herrn Richter geleiteten Partei in den Reichstag zu verhelfen.

---

Die am Sonntag in Brüssel stattgehabte Kundgebung zu Gunsten der **belgischen Heeresreorganisation** auf Grund des Systems der allgemeinen Wehrpflicht findet in den politisch gereiftesten Volkskreisen uneingeschränkte Billigung insofern, als man sich von ihr eine fruchtbare Anregung zur Förderung der Bestrebungen verspricht, welche darauf ausgehen, Belgien mit einer im Ernstfalle brauchbaren Truppe zu begaben. Die belgische Armee in ihrer dermaligen Verfassung würde nach dem Urtheil aller Sachverständigen ihrer Aufgabe, der Landesvertheidigung, nicht gewachsen sein. Sie entbehrt des rechten militairischen Geistes, der engen Verbindung zwischen den Einzelgliedern des gesammten Heeres- und Staatsorganismus, der Subordination und Disciplin, kurz, der wichtigsten moralischen und auch beruflichen Voraussetzungen zur Entfaltung einer dem Feinde zu imponiren geeigneten Action. Die Gegner der Heeresreorganisation nach moderner Art verschanzen sich hinter allerlei Scheingründe, von denen der allernichtigste, wenn auch vielleicht der bestechendste, die Berufung auf die völkerrechtlich garantirte Neutralität des belgischen Staatswesens ist. Wenn sie überzeugt wären, daß Belgien, auf den Schutz seiner Neutralität bauend, sich militairische Anstrengungen sparen darf, so wäre doch die logisch richtige Consequenz dieses Vordersatzes die Abschaffung des stehenden Heeres überhaupt und seine Ersetzung durch eine Bürgerwehr oder wie man das Ding sonst nennen will. Indem man aber das stehende Heer beibehält und gleichwohl zögert, es auf die Höhe der modernen Entwickelung zu bringen, schafft man eine falsche Situation, bei der sich weder das Heer, noch das Land auf die Dauer wohlstehen kann. Der Widerstand, den namentlich die ultramontane Partei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entgegensetzt, entfließt denn auch nicht sachlichen, sondern politischen, parteitaktischen Erwägungen; er war bis jetzt stark genug, um die Bestrebungen der Anhänger des militairischen Fortschritts zur Unfruchtbarkeit zu verurtheilen. Ob das energische Eintreten des Monarchen für das Princip der allgemeinen Wehrpflicht den Widerwillen der parlamentarisch herrschenden Partei soweit überwinden wird, daß sie künftig wegen der rationellen Umgestaltung der Heereseinrichtungen mit sich reden läßt, muß die Zeit lehren. Einstweilen wird man sich noch nicht allzuviel von der Gesinnungskehr des Ultramontanismus versprechen dürfen.

---

Der kommerzielle Attaché der **britischen Botschaft** in Berlin, William S. H. Gastrell, hat ein Buch veröffentlicht über: „Den britischen Welthandel mit Rücksicht auf die ausländische Concurrenz". Man kann den Verfasser gerade nicht des Optimismus bezichtigen. Gastrell kommt zu der Ansicht, daß die Engländer der übrigen Welt im Handel nicht mehr so überlegen sind wie vormals. Im 18. Jahrhundert besorgte England den internationalen Verkehr, und bei Beginn dieses Jahrhunderts konnte es Napoleon's Continentalsperre trotzen. In den ersten Regierungsjahren der Königin konnte England die Zölle des Festlandes mit seiner freien Einfuhr bekämpfen. So wurde es der Fabrikant und Verkehrsvermittler der Welt. Als aber die anderen Nationen begannen, die englischen Methoden nachzuahmen, englische Productionsweise auf den heimischen Boden zu verpflanzen, änderte sich das Bild. Gastrell kommt zu ganz eigenthümlichen Schlüssen: „Der englische Nationalcharakter hat dem englischen Handel ebenso viel Schaden wie Nutzen gebracht". Der Engländer weiß sich neuen Verhältnissen nicht anzupassen. Gastrell vergleicht die Jahre 1885, 1890 und 1895, Jahre der größten Wohlfahrt und geschäftlichen Depression. Großbritannien spielt, netto betrachtet, in keinem dieser Jahre eine Glanzrolle. Gastrell betont besonders, was der deutsche Schulmeister von Sadowa auch für Deutschlands commerzielle Größe geleistet hat. Höchst lesenswerth sind namentlich die Capitel in dem Gastrell'schen Buche über die deutsche Concurrenz in Kattun, worin England doch vor 30—40 Jahren ein wahrhaftes Monopol besaß. Gastrell vergißt nicht, die Ursachen aufzudecken. Diese sind ideeller, aber auch politischer Natur. Man vergißt in England und Frankreich nur zu leicht, wie sehr die deutsche Volkskraft durch die politische Zerrissenheit lahm gelegt war. Wenn das heute anders geworden ist, so ist das nur erst der Anfang der Besserung. Daß dem so ist, dafür hat man in Frankreich und noch mehr in England ein instinctives Gefühl. Das ist der Hauptgrund der Beunruhigung.

---

## Feuilleton.

### Zwei Frauen.

28] Roman von F. Marion-Crawford.
Nachdruck verboten.

Rex war sehr glücklich. Die Träume, die seine Stunden ausfüllten, hinderten ihn nicht in seiner Thätigkeit, im Gegentheil schien sie endlich einen Zweck und sein Leben einen Inhalt gefunden zu haben, der ihm während der vierzig Jahre seines Daseins bisher gefehlt hatte.

Die geschäftigen Monate gingen vorüber und der Sommer nahte. Vieles war in Wildenberg geschehen, aber es blieb noch Arbeit für Jahre, bis es so dastehen würde, wie Greif es sich ausgedacht hatte. Aber eines Tages im Juni hörte alle Arbeit plötzlich auf, und im Schlosse und seiner Umgebung herrschte lautlose Stille. Die Diener traten geräuschlos auf und sprachen nur flüsternd miteinander. Rex blieb sich selbst überlassen und alles Leben im Hause schien stillzustehen.

Es war das selige Schweigen eines großen Glückes. An jenem Junimorgen hatte Hilda ihrem Gatten einen Erben geboren.

#### 16. Capitel.

Bärbel, jetzt zur Haushälterin von Wildenberg aufgerückt, war mit den Vorbereitungen zur Taufe beschäftigt. Ein Jahr ununterbrochenen Wohlergehens hatte sie ein wenig stattlicher gemacht, als sie früher war, und obgleich sie noch an einer spartanischen Einfachheit in der Kleidung festhielt, war ihr Rock doch aus besserem Stoff und ihre Mütze mit schwarzen Bändern von reiner Seide aufgeputzt.

Der Tag war warm und Bärbel kam in den Hof, frische Luft zu schöpfen. Mit sich und der Welt zufrieden, sann sie nach, ob sie nichts bei den festlichen Veranstaltungen vergessen hätte, als sie einem Mann auf sich zukommen sah. Es war Wastei, der in seiner Hand ein paar an den Kiemen auf eine Weidenruthe gezogene prächtige Forellen trug. Es war klar, daß er, nachdem er die Fische gefangen hatte und ehe er ins Schloß gekommen, nach Hause gegangen war, sich umzukleiden, denn er zeigte sich in einem überaus prächtigen Anzug. Ein Paar neue Lederhosen und ein echter Sammetrock schmückten ihn. Bärbel musterte ihn mit neugierigen Blicken. Sie hatte eine außerordentliche Vorliebe für den wunderlichen Menschen.

„Grüß Gott, Frau Bärbel", rief Wastei mit größerer Höflichkeit, als er anderen Leuten, hoch oder niedrig, gönnte. „Ich habe Ihnen diese Fische zum Taufschmaus gebracht, und ich habe schon weniger schöne gesehen."

Bärbel nahm ihm die Weidenruthe mit den Forellen ab, zählte die Thiere, versuchte ihr Gewicht festzustellen und nickte dann beifällig.

„Das sind prächtige Fische", sagte sie.

Wastei zog ein rothes Tuch aus seiner Tasche, trocknete sich sorgfältig die Hände und setzte sich ohne weitere Umstände auf die unterste Treppenstufe zur Eingangsthür, als ob sein Geschäft nun erledigt wäre und er sich auszuruhen beabsichtigte, ohne Bärbel ferner zu beachten. Bärbel schätzte ihn seiner Unabhängigkeit und Schweigsamkeit wegen, auch hatte er ihr und ihrer Herrschaft in den Tagen bitterster Armuth manchen guten Dienst erwiesen, für den sie ihn niemals hatte belohnen können, und ihr manchen feisten Hasen, manches Rebhuhn gebracht, zu welchen er auf ehrliche Weise gelangt zu sein behauptete, und dafür nicht mehr gefordert, als daß sie ihm seine zerrissenen Kleidungsstücke ein wenig ausbessere. Bärbel argwöhnte, daß Wastei mehr von der grausamen Dürftigkeit wußte, die auf dem Schlosse herrschte, als er zugeben wollte, und daß er sich aus bloßem Mitleid mit der Baronin und ihrer Tochter zu manchem Wildpiebstahl verleiten ließ. Beide waren jetzt besser daran, sie und Wastei, aber als sie den schwarzen Sammet betrachtete, der seinen breiten Rücken bedeckte, erinnerte sie sich des Tages, als er zerlumpt an ihre Hinterthür gekommen war und ihr mehrere Stücke Wild auf den Küchentisch geworfen hatte und in der nächsten Minute mit nichts als einem Bissen Schwarzbrod zum Abendessen wieder davon gegangen war.

„Ich werde sie dem Herrn Baron geben", sagte Bärbel.

Wastei blickte auf, als ob er gedacht hätte, sie wäre schon längst fort.

„Ich danke Ihnen, Frau Bärbel", antwortete er.

Fünf Minuten später kehrte sie zurück, eine schwarze Flasche und ein Glas unter dem Arm und einen sehr kleinen Gegenstand mit der Hand umschließend.

„Der Herr Baron dankt Ihnen und schickt Ihnen das", rief sie, ihm ein Goldstück entgegenhaltend, „und ich habe Ihnen das gebracht", fügte sie, das Glas füllend, hinzu, „weil ich weiß, daß Sie es lieben."

„Glück!" brummte Wastei, das Zwanzigmarkstück in seine Westentasche steckend und beobachtend, wie die weiße Flüssigkeit in dem Glase immer höher zum Rande anstieg.

Er nahm das Glas zwischen die Finger, hielt es gegen die Sonne und sah wieder auf Bärbel.

Er nickte und goß den Branntwein in die Kehle. „Glück!" wiederholte er, mit den Lippen schmatzend.

„Weshalb wünschen Sie sich in dieser Weise Glück?" fragte die gute Frau.

„Das will ich Ihnen sagen, Frau Bärbel", antwortete Wastei mit gedämpfter Stimme. „Es ist der neue Rock, der mir heute Glück brachte."

„Es ist ein sehr guter Rock", bemerkte Bärbel.

„Nun, durch ein Goldstück und einen Schluck von demselben guten Getränk kam ich zu dem Rock."

„Das ist nicht theuer. Er ist sehr gut."

„Erinnern Sie sich, wie der Teufel den alten Wolf von Greifenstein holte —"

„Um Gotteswillen still!" rief Bärbel, „so dürfen Sie nicht sprechen."

„Er war wirklich ein Wolf, und ich glaube, er würde einen armen Freischütz wie mich in Stücke gerissen haben, wenn er gekonnt hätte. Er war einmal hinter mir drein, und die fürchterlichen Augen, die er machte, vergesse ich mein Lebtag nicht. Wenn er zehn Jahre jünger gewesen und ich ihm nicht durch eine Höhle, die ich kannte, entschlüpft wäre, so daß er dachte, ich wäre über den Felsenstein gestürzt, würde er mich eingefangen haben. Zwei Tage suchte er mit seinen Förstern nach meiner Leiche. Nun, der Teufel holte ihn, wie Sie wissen, denn er brachte sich selbst um. Der junge Baron wurde krank und Sie schickten mich eines Nachts nach Greifenstein, Ihnen Nachricht zu bringen, weil Fräulein Hilda keinen Schlaf finden konnte. Sie erinnern sich, daß ich mit sehr schlechten Nachrichten und einem Goldstück zurückkam, das mir Herr Rex gegeben und von dem ich geglaubt hatte, es sei für die gnädige Frau bestimmt, aber die Frau Baronin meinte, es gehöre mir. Erinnern Sie sich?"

„Sehr gut", erwiderte Bärbel.

„Ich nahm das Goldstück, wollte es aber weder ausgeben noch wechseln, denn ich sagte mir, es war der Lohn für eine schlechte Nachricht, und doch war ich damals im „Ochsen" drei Mark und fünfzig Pfennige schuldig. Ich versteckte mein Goldstück an einem sicheren Ort, wo es Niemand eingefallen wäre, es zu suchen."

„Wo war das?" fragte Bärbel.

„Wenn Sie es zu wissen wünschen, will ich es Ihnen sagen. Weiter unten, hinter den Bäumen, ist ein Ort, Waldeck, und dort ist ein verfallenes Schloß. Vor dem Thore stehen drei Bäume und ein Stück weiter fort ein Baumstumpf, ringsherum ist alles voll Buschwerk, Tannen und Birken, so daß meine drei Bäume ziemlich so aussehen wie die anderen, aber wenn Sie die meinigen herausgefunden haben, müssen Sie von dem rechter Hand einen geraden Strich bis zu dem Baumstumpf machen, dann gehen Sie an dem Stumpf vorbei immer gerade aus und Sie kommen zu einem flachen Stein, der sich leicht umdrehen läßt, wenn Sie stark genug sind, ihn zu bewegen. Darunter ist eine Höhle. Auf den Boden dieser Höhle legte ich mein Goldstück und wälzte einen Stein darüber, kletterte wieder ans Tageslicht, brachte den großen flachen Stein an seine alte Stelle und ging fort. Ich sagte mir, dort sucht so bald Niemand nach Geld."

„Das ist höchst unwahrscheinlich", stimmte Bärbel zu.

„Ich sagte mir, Du bist ein braver Bursche und wirst Dich eher zu Tode hungern, als das Geld zu Deinem Nutzen verwenden, das der Preis für eine schlimme Nachricht war; aber wenn der junge Herr wieder gesund wird, Frau Bärbel's gnädiges Fräulein heirathet und der liebe Gott ihnen einen Sohn schenkt, holst Du Dir das Goldstück wieder und giebst es am Tage der Taufe aus. Herr Rex gab mir das Geld gerade mit einem solchen Trunk wie Sie, so daß ich mir dachte, es müßte am Ende doch noch Alles gut werden."

„Und mit dem Gelde haben Sie jetzt den Rock gekauft?"

„Und was für einen Rock! Der Trödler hatte ihn sechs Monate in seinem Laden, aber Niemand konnte ihn kaufen, weil er so theuer war."

„Der Trödler?" fragte Bärbel, Wastei scharf ansehend.

„Ja, und wissen Sie, was ich denke, Frau Bärbel?" flüsterte Wastei.

„Was?"

„Ich glaube, das ist der Rock, in welchem der alte Wolf starb, und das ist der Grund, weshalb der Rock mir Glück bringt."

„Was führt Sie auf diesen Gedanken?" erkundigte sich Bärbel, die Stirn runzelnd.

„Auf dem Kragen ist ein Fleck, sehen Sie, hier." Wastei trat näher an Bärbel heran, und zeigte ihr die Stelle mit dem Finger. „Der Trödler meinte, der Fleck käme von einem rostigen Nagel, oder von Tinte, aber das ist weder ein Rost-